

Literatur als Mittler?

Der Raum Saar-Lor-Lux-Elsaß als Erkenntnismodell

Vortrag

22.5.2001

Günter Scholdt

Der folgende Vortrag, gehalten am 13. Mai 2000 in Saarbrücken anlässlich des Europatags der Union-Stiftung und des Freien Deutschen Autorenverbands, erschien in: *Malstatter Beiträge. Schriftenreihe der Union-Stiftung 7/2001, S. 99-124, hg. vom Landesverband Saarland des Freien Deutschen Autorenverbandes FDA, Landesvorsitzende: Irene Siegwart-Bierbrauer, Saarbrücken 2001.*

Die Auffassung, dass der Literatur eine wichtige Mittlerfunktion zwischen den Völkern und ihren Kulturen zukommt, scheint auf den ersten Blick so einleuchtend oder gar banal, dass es zunächst einiger Überwindung bedarf, um sich überhaupt nach Belegen umzusehen. Denn wessen Weltbild wurde nicht von Jugend an durch Schriftsteller anderer Länder entscheidend mitgeprägt? Ich denke dabei in meinem Fall an Autoren wie Frisch und Dürrenmatt, Maugham, Shaw oder Kipling, Ibsen und Hamsun, Hemingway, Steinbeck, Cooper, Chandler oder Dos Passos, Dostojewski, Gorki oder Solschenizyn, Conrad, Mrozek und Petöfi, Pirandello, Guareschi oder Lorca, O'Casey und Joyce, Flaubert, Camus, Zola und Giraudoux, Borges, Marquez und viele andere. Welche bis heute wirksamen interkulturellen Phantasien wurden freigesetzt durch Werke wie »Tausendundeine Nacht«, die »Ilias«, Isländersagas oder Artus-Epen, »Robinson«, »Onkel Toms Hütte« oder »Don Quichotte«! Ja, selbst Trivialprodukte Marke Edgar Wallace oder Stephen King evozieren zumindest vage Vorstellungen vom Londoner Nebel oder den Gepflogenheiten an amerikanischen Colleges.

Wer könnte sich vorstellen, dass ein heute übliches Literaturniveau ohne internationale Kontakte hätte erreicht werden können? Bei aller Subjektivität literarischer Stilisierung - wären wir sonst nicht noch ignoranter in bezug auf fremde Gesellschaften und Kulturen? Nicht zuletzt Goethe traute der von ihm befürworteten »Weltliteratur« zu, dass sie aufklärend

und vertrauensbildend auf die Nationen wirken könne, ja dazu beitrage, »duldender und nachsichtiger« miteinander umzugehen.¹

Inwiefern Goethes Hoffnungen sich erfüllt haben und der globale Literatūraustausch tatsächlich zur stärkeren Achtung und Duldung anderer Völker und ihrer Lebensart beiträgt, mag an einer Modellregion exemplarisch überprüft werden. Mustern wir in diesem Sinne einmal kurz die Belletristik im hiesigen deutsch-französisch-luxemburgischen Dreiländereck, das bekanntermaßen spätestens seit dem Krieg von 1870/71 zu einem besonders brisanten politischen Konfliktraum geworden war. Lassen Sie mich dabei zu Beginn als Art Vermächtnis aus einem Brief zitieren, den mir Eduard Haug, langjähriger Vorsitzender der Erwin-von-Steinbach-Stiftung, unmittelbar vor seinem Tod geschrieben hat:

»Übrigens ist meine Mutter ein ›Star‹ unter den Nationalitäten-Wechslern gewesen: Geb. 1868 in Reichhofen-Werk als ›Französin‹, wurde sie 1871 ›Deutsche‹. Ihr Vater war ein ›guter Franzose‹, zudem bekam er die Möglichkeit, sich sehr zu verbessern, etwa 1880 wanderte er nach Lunéville aus. Sie wurde wieder ›Französin‹, heiratete 1896 meinen Vater, Elsässer, deutscher Beamter, wurde wieder Deutsche, wurde 1919 wieder ›Französin‹, um 1942 wieder die deutsche Staatsangehörigkeit verliehen zu bekommen, da ihr Ältester 1917 als deutscher Kriegsfreiwilliger gefallen war. Sie wohnte ganz nahe bei der pfälzischen Grenze. Auch dorthin kamen 1944 die Amerikaner und in ihrer Westentasche die Franzosen. Ihre französische Staatsangehörigkeit galt wieder. Doch nur bis zur Rundstedt-Offensive, als ihr Ahnenort und Wohnsitz von deutschen Truppen zurückerobert wurde. Am 15. März holten die Amerikaner das Dorf zurück: ›Französin!‹ Sie starb bei uns in Eßlingen am Tag, an dem wir ihren neunzigsten Geburtstag feiern wollten in der Hoffnung, noch einmal ›Europäerin‹ zu werden.«²

Mit diesem anschaulichen Resümee eines authentischen Falls ist – stellvertretend für vergleichbare Schicksale im Saarland, in Lothringen und Luxemburg – die zusätzliche Aufgabe skizziert, die verantwortungsbewussten, europäisch gesinnten Schriftstellern in dieser Region zukam bzw. zukommt. Nicht immer genügte es dabei, durch respektable literarische Leistungen seine Sprache und Kultur nach außen hin vorteilhaft darzustellen. Der meist erbittert umstrittene Geschichtsverlauf erforderte vielfach darüber hinaus mutige politische Stellungnahmen, in denen nicht zuletzt bei den eigenen Landsleuten für nationenübergreifendes Denken geworben werden musste. So finden sich hier denn auch immer wieder Schriftsteller, die das Grenzerlebnis zu überzeugten Europäern und damit auch zu Avantgardisten eines völkerverständigenden Brückenschlags werden ließ. Um mit der Generation zu beginnen, die noch vor der Jahrhundertwende geboren wurde, wäre etwa Gustav Regler zu nennen, dessen Äpfel-Episode in seinem Lebensroman »Das Ohr des Malchus« von 1958 geradezu programmatisch-anekdotische Funktion gewonnen hat:

»Ostern zog er [Reglers Vater] mit uns über die Felder und Hügel und lehrte uns ‚die wichtige Umgebung‘ kennen, wie er es nannte: die scharfen Spuren der Rehe, flüchtig und nervös, den Bau der Füchse, das Nest der Drossel, den Flug des Bussards, die Sielen des wilden Ebers, den erfrischenden Sauerampfer, die Rinden von Tanne und Buche, den Lauf der Bäche, die Lilien der Teiche, die Schonungen. Wenn wir dann ›ganz am Anfang‹ angelangt waren, wo es keine Geographie mehr gab, lenkte er wohl zur alten vielumstrittenen Grenze zwischen Deutschland und Frankreich hin und ließ uns an bestimmten Stellen Blumen pflücken oder das Fallobst von verschiedenen Bäumen probieren; unvermittelt fragte er uns: ›Welcher Apfel ist französisch?‹ Wir hielten die angebissenen Äpfel still vor unsern Mündern und sahen auf die Baumallee, die aus dem Unendlichen zu kommen schien und sich in das Unendliche fortsetzte. Wir verstanden ihn früh: er glaubte nicht an Grenzen.«³

Und in einer weiteren eindrucksvollen Passage seines unveröffentlichten Romantyposkripts

»Familie Dupont« heißt es:

»Grenzen? man kann nicht reisen mit Grenzen; das sind Stacheln unter den Zehennägeln; das sind Verstecke für Mörder; da lauern uns Mörder auf; an Grenzen kochen sie Pulver; da schmieden sie Schwerter; Kriege werden hier ausgebrütet, und Schlimmeres: Furcht und Gehorsam.

Grenzen? Gräber! [...] warum warnte ich euch nicht rechtzeitig vor Grenzen?; im Frieden hättet ihr hinübergehen müssen; ihr hättet sie wegradieren sollen mit eurem Lächeln; mit Spaten sie wegschaufeln, mit Feuerwerkskörpern sie in die Flucht jagen sollen, die Grenzen? Dann wären sie euch nicht so fatal geworden. Aber es ist noch nicht zu spät.

[...] da kam aus dem Hintergrund eine andere Stimme, losgetrennt von Mutter Maria; voll, dunkel im Klang und wohlgefällig ihren Ohren:

›Ich habe die Grenzen gemacht, aber nur, damit man sie überschreitet. Sie sind zum Spielen da. Zum kleinen Zaudern; zum Besinnen; als Sprungbretter, nicht als Kerkerwände. Im kleinen Zaudern bin ich; im jubelnden Sprung; in der Vernichtung des Raums. Grenzen sollen an die Unendlichkeit erinnern.«⁴

Was hier aus der weisen Distanz des Alters verfasst wurde, haben andere Autoren schon als Jugendliche vertreten: die geistige Überwindung der Grenze sowie das Bekenntnis zu Mehrsprachigkeit und Doppelkultur. Von solchen Überzeugungen getragen, formierte sich kurz nach der Jahrhundertwende die Bewegung »Jüngstes Elsass«, die in Zeitschriften wie »Der Stürmer« auf den Plan trat. Es handelt sich um Autoren am Beginn ihrer Karriere, darunter René Schickele, Otto Flake, Salomon Grumbach, Bernd Isemann, Hans Koch, René Prévôt, Ernst Stadler, Hermann Wendel, Hans Arp oder die Brüder Matthis. Neben der jugendlich-vitalistischen Bohème von Literaturrebellen einigte sie das Bewusstsein, dass die elsässische Sonderexistenz menschheitliche und europäische Perspektiven eröffne. Am Gedanken eines geographisch nicht fixierten »geistigen Elsassertums« als »Bewusstsein einer Tradition und kulturellen Aufgabe«⁵ hat Schickele lebenslang festgehalten und in Deutschland wie Frankreich dafür geradezu missionarisch geworben. Ähnliches gilt für den Lothringer Hermann Wendel, der später als Abgeordneter in den Deutschen Reichstag einziehen sollte. Selbst als der Erste Weltkrieg die Träume dieser jungen Europäer zunächst zerschlug, blieb er seiner humanitären Zielsetzung treu und veröffentlichte 1916, mitten im

hasserfüllten Völkerringen, eine Heine-Biographie mit einem geradezu sensationellen Vorwort:

»Aber letzten Endes ist die Darstellung von Heines Wesen mehr noch Gegenwartsarbeit als Gegenwartsflucht. Denn was er nie müde ward, seinen Zeitgenossen zu verkünden, die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen, ›den beiden auserwählten Völkern der Humanität‹, das reicht als zu lösende Aufgabe über die Blutjahre 1914/16 weit hinaus.

Darum hatte ich stets davon geträumt, an einem sinnbildlichen Ort die letzte Hand an das Buch zu legen, an dem für mich reizvollsten Fleck Europas, zu Vic im grünen Tal der Seille, wo ich meine stillsten und meine sommerlichsten Stunden verlebt. In Gedanken sah ich mich dort schon die Korrektur der letzten Bogen lesen, im Garten von Voizard, in tiefster Einsamkeit, während die Hühner im Kiese scharrtten und der Wind aus dem ganz nahen Frankreich zärtlich in den Papieren vor mir auf dem Tisch raschelte, unter einem ruhig blauen Himmel, der sich voll warmer Güte über beiden Ländern spannte. Heute liegt Vic in der Front, die Hühner sind in die Feldküche gewandert, der Westwind pfeift böse, und der Himmel ist nicht mehr ruhig, sondern von weißen Schrapnellwölkchen belebt.

Aber so sicher dieser selige Landstrich einst wieder dem Ackerer und dem Winzer gehören wird, so sicher bedarf Heines ernstester und letzter Wille der Erfüllung, wenn Europa zum dauernden Frieden gelangen soll.

Es lebe Deutschland! Vive la France! Es lebe die deutsch-französische Verständigung!«⁶

Europäische Gesinnung zeigt gleichermaßen der in Metz geborene und in Colmar aufgewachsene Otto Flake, auch wo er in einem schmerzlichen Augenblick des Jahres 1918 von der ehemaligen Heimat, die nun von Frankreich zurückerobert worden war, seelisch Abschied nehmen musste. Er tat es in bitterer Enttäuschung, jedoch ohne Gedanken an Revanche, und verwies seine Landsleute allein auf die moralische Erkenntnis, sich künftig der Gewaltlosigkeit zu verschreiben:

»Wie schön war das Elsass. Berge in Granit, Hügel in Sandstein, Landschaft in Wasser und Grün, Städtchen im Duft des Mosts, Straßburg, dessen Münster im Morgenrot dolomitenhaft erglühte.

Unterlindenkloster Kolmars, bergend das Stärkste deutscher Kunst, Schlettstadt der Humanisten, Reichsstadt Kaysersberg, uns war es deutsch, uns, den paar elsässischen Dichtern. Aber andere lebten dort, die es deutsch nannten und aus der Benennung erwuchs all das Tragische, die Herausforderung, der Hochmut, die Unduldsamkeit, der Beweis und das Bekehren. Die Oberlehrer, die Kommersredner, der Vogesenklub, die Kriegervereine, die Zeitungsschreiber waren stärker als wir.

Denn wir fühlten die Dinge menschlich ohne Zweckhaftigkeit des Nationalistischen, und neben der Vergangenheit des alten Reichs übersahen wir nicht Wirkung von zweihundert Jahren französischen Einflusses, nicht im Blut und nicht im Aufbau der Städte. Uns stand das Rohanschloss nicht fremd neben dem Münster. So wussten wir, dass 1871 nicht ein Recht, sondern eine Pflicht begründete: Pflicht, den ›wiedergewonnenen Bruder‹ in die Familie aufzunehmen [...], Brüdern gleiches Recht zu geben, Gesinnung nicht vorauszusetzen, sondern zu gewinnen. [...]

Das Reich war stark, aber es war lieblos. Fünfundvierzig Jahre Zeit und unfähig, Neigung zu gewinnen - in einem Land, das so deutsche Anlagen hatte, nur als deutscher Stamm seinen Charakter zurückgewinnen konnte! Aber weil die Liebe fehlte, ist jetzt Erinnerung der Elsässer an die deutsche Herrschaft nur Erinnerung an das Dröhnen des Kommissstiefels, werfen sie sich Frankreich in die Arme, dessen Sprache ihnen Mühe macht, das ihnen nicht

erlauben wird, eigenwilliger Stamm mit Zügen zu sein, in denen sich Gottfried von Straßburg, Geiler von Kaysersberg, Martin Schongauer, Johannes Fischart fortgesetzt hätten.

Tragisches, bitteres, grausames Zuspät! [...]

Was bleibt uns? Die Reue, die Entschlossenheit, moralische Bilanz zu ziehen, die Lehre einziger Gewinn, furchtbar teuer erkaufte. Schwur, nichts so unerbittlich zu hassen als Gewalt, nichts so inbrünstig zu suchen als Geist, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, das Reich, auf das sich verwiesen steht: der Besiegte.«⁷

Otto Flake stand dieses Urteil gewiss zu. Denn er gehörte auch schon vor dem Krieg zu denjenigen Autoren, die es an kritischen Ermahnungen an die Adresse beider Großmächte nicht hatte fehlen lassen und stets einer friedlichen Synthese beider Kulturen das Wort geredet hatte. Solcher geistigen Vermittlungsbemühungen durfte sich auf Luxemburger Seite etwa Aline Mayrisch rühmen. Ihr Colpacher Kreis versammelte eine stattliche Reihe von deutschen und französischen Intellektuellen im gemeinsamen Bemühen, zur internationalen Verständigung beizutragen. Auch der in Mülhausen geborene Ferdinand Lion warb zu dieser Zeit für eine grundsätzliche deutsch-französische Aussöhnung. Das Elsass, so seine Hoffnung, könne durch seine praktische Erfahrung im bilingualen Zusammenleben organisch dazu beitragen, die nationalen Gegensätze zu neutralisieren. Denn sein ureigenstes Wesen laufe auf Verschmelzung hinaus.⁸ Und natürlich setzte weiter René Schickele auf Verständigung statt Konfrontation. In seiner Rede vom 28. Juni 1928 auf der Tagung der Rheinischen Dichter führte er aus:

»[...] wer den Willen und die Ausdauer hat, die Grenze zu erleben, wird sie in sich überwinden wollen. [...] Überwindung der Grenze bedeutet Überwindung der nationalen Eitelkeiten und Gewaltansprüche. Allen an der Grenze, dem Einheimischen wie dem Fremden, stellt sich dieselbe Aufgabe, ja gerade dem Fremden, der es darin natürlich schwerer hat als der Einheimische, von dem es aber auch hauptsächlich abhängt, ob Friede werden oder der Krieg ewig weitergehen soll. In unserm Fall: nicht nur Krieg oder Friede an der Grenze, sondern Freundschaft oder Abneigung zwischen Deutschland und Frankreich. Nur wer gelitten hat, versteht zu lieben. Glauben Sie nur nicht, dass den Franzosen im Elsass wohl zumute ist! Auch sie leiden hundertfältig: in ihrem Siegerstolz, in ihren eingewurzelten Anschauungen, die sie aus dem Innern mitgebracht haben, viele sogar in ihrem ehrlichen Weltbürgertum. Denn das geprügelte elsässische Kasperle schlägt gelegentlich schlecht genug zurück und daneben. Wo heute sich noch der laute und wirre Jahrmarkt der Eitelkeiten tummelt, kann morgen der Garten der deutsch-französischen Freundschaft im Licht stehen. Nur hier: wenn das Motiv der Freundschaft ehrlich gemeint sein soll. Hier war die Reibung zwischen den Völkern, auch ohne ihr Zutun, von jeher am stärksten und ist es noch - spielt doch das Drama hier im Innern eines und desselben Menschen!«⁹

Auch Schickele war ein vertrauenswürdiger Anwalt der guten Sache, denn selbst im Kriege, als alles zur Parteinahme drängte, hatte er sich seine ausgleichende Haltung bewahrt und von der Schweiz aus pazifistische Ziele vertreten. Es kam deshalb auch zum Bruch mit seinem engen Freund Norbert Jacques, nachdem dieser die polemische Reisereportage »London und Paris im Krieg« (1915) verfasst hatte. Schickele, entsetzt, erlaubte Arnold Zweig in seinen »Weißen Blättern« eine vernichtende Rezension. Auf Jacques' Beschwerde reagierte er im

Oktober 1916 mit einem bemerkenswerten brieflichen Bekenntnis zur Stellung des Intellektuellen »au-dessus de la mêlée«:

»Wenn die Meute losgelassen wird, dürfen wir uns nicht hineinwerfen! Wozu wären wir denn da, wozu hätte man uns nötig, wenn wir jedem tierischen Ausbruch unterlägen. Ich weiss nicht, ob Sie die »W.[eißen] 'B.[lätter]« verfolgt haben - ich habe mich ebenso heftig gegen Barrès und France gewandt, wie gegen Thomas Mann, dieses Erzschwein, und den nun ganz verblödeten Hauptmann und gegen Dehmel, der mein Freund war (und der es mir heute schon nicht mehr übelnimmt, dass ich und dass ich so gegen ihn auftrat.)«¹⁰

Gerade dieser Brief, so sehr er die Funktion des Autors als Moderator unter streitenden Völkern belegt, zwingt uns zugleich, die bislang ein wenig einäugig vertretene Ausgangsthese von der stets wohltätig vermittelnden, Toleranz und Verständnis fördernden Wirkung von Literatur zu hinterfragen. Denn wenn Schickele seinen Kollegen zur Mäßigung aufrufen musste, so eben, weil der hitzköpfige Mabuse-Autor alles andere ausübte als eine völkerversöhnende Vermittlerfunktion. Und Jacques war unter den Schriftstellern seiner Zeit durchaus keine Ausnahme und seine publizistische Einseitigkeit alles andere als eine singuläre Reaktion. Wissen wir doch, dass sich das Gros der Schriftsteller in ganz Europa während der kriegerischen Konfrontationen ihrer Staaten sowie in mancher Phase davor und danach weniger den Idealen der Menschheit als denjenigen ihrer Nation verpflichtet fühlten. Und das wiederum entband eine erschreckende Fülle unerquicklicher Literatur, in der Nachbarländer und ihre Bewohner vornehmlich als zu bekämpfende Feinde wahrgenommen wurden.

Zwischen 1871 und 1955 entstand an der Grenze, durch die jeweiligen Gebietsverschiebungen bedingt, eine massenhaft produzierte patriotische Kampfliteratur, in der dämonisierende Fremdstereotypen ihre fatale Wirkung entfalteten.¹¹ Eine Hundertschaft von deutschen und französischen Autoren - ich nenne nur Namen wie René Bazin, Maurice Barrès, Hansi, Jeanne und Frédéric Régamey oder Erika Grupe-Lörcher, Friedrich Lienhard, P. C. Ettighoffer, Rupert Rupp und generell zahlreiche deutsche Autoren im Saarkampf - predigte Revanche oder zumindest kompromisslose Rückkehr zu früheren Zuständen, rechtfertigte Annexionen bzw. Reannexionen, legitimierte Vertreibungen und Sprachendiktate oder ächtete grenzüberschreitende Liebesbeziehungen als eine Art Landesverrat. Im Ersten bzw. Zweiten Weltkrieg gipfeln die bösen Folgen solcher literarischen Agitation.

Solche wechselseitigen Chauvinismen gehören inzwischen weitgehend einer finsternen Vergangenheit an. Die heute lebenden Autoren diesseits und jenseits der Grenzen einigt mehrheitlich das Bewusstsein eines gemeinsamen europäischen Wegs, was ich zumindest exemplarisch durch einige Namen von Schriftstellern belegen möchte, die nach dem Zweiten Weltkrieg publiziert haben. Für Luxemburg nenne ich stellvertretend Anise Koltz, Roger

Manderscheid und Georges Hausemer. Manderscheid, übrigens Mitglied im deutschen PEN, hat die Kriegs- und Nachkriegszeit z.B. in seinem umfangreichen Roman »Schacko Klak« einsichtiger werden lassen; Hausemer besorgte die Übertragung ins Hochdeutsche. Für Lothringen wären etwa Roger Bichelberger, Pierre Fritsch, Lucien Schmitthäusler oder Jean-Louis Kieffer zu erwähnen. Besonders in seinem Roman »Un Éxode ordinaire« (»Ein Exodus oder Manuel der Irre in Gott«) hat sich Bichelberger der gemeinsamen Vergangenheit angenommen, insofern er die Evakuierung im Zweiten Weltkrieg literarisch verarbeitet hat. Der Roman kulminiert in der Botschaft, dass sich auch in Zeiten blutiger Feindschaft mitmenschliche Bindungen über staatliche Zwänge hinaus bewahren lassen.

Auch aus saarländischer Perspektive wurde die Evakuierung zum literarischen Thema. Maria Croon, Petra Michaely oder Alfred Gulden haben dieses schwere Kapitel der Grenzgeschichte auf ihre Weise überzeugend behandelt und es gleichfalls zur Mahnung für später Geborene werden lassen. Als Exempel für die zuweilen tragische Absurdität der Geschichte erwähnt Gulden das Grenzdorf Leidingen. Dort hatte ihm eine alte Frau erzählt, wie vor der Evakuierung die deutschen und französischen Dorfbewohner sich auf der Straßenmitte getroffen und umarmt hätten, bevor die einen nach Deutschland, die anderen nach Frankreich hineindirigiert wurden:

»Wissen muss man, dass in Leidingen die Dorfstraßenmitte Grenze ist. Sich auf der Straßenmitte treffen heißt hier mehr als anderswo. Und ich sehe sie vor mir, und denke mir, was muss in ihren Köpfen vorgegangen sein, als sie sich auf der Straßenmitte trafen, um sich ›Adjes‹ zu sagen, dann auseinandergerissen zu werden in zwei feindliche Lager...«¹²

Den gleichen Ort wählte er nochmals zum literarischen Schauplatz seines 1984 erschienenen Romans »Die Leidinger Hochzeit«. Die Handlung kreist um die Vermählung zwischen einem dort ansässigen Deutschen und einer Französin. Die Feier selbst entartet und ermöglicht es dem Verfasser, weiter existierende mentale Trennlinien zwischen zwei Völkern satirisch offenzulegen. Hoffnung bleibt gleichwohl für die künftige Generation, sich nicht durch die Chimären der Vergangenheit von ihrem zukunftsgerichteten Weg abbringen zu lassen. Eine ähnliche Thematik findet sich in einem Funkspiel von Heinrich Kraus mit dem Titel »Jiwwe und driwwe«.

Vergangenheit als traumatisierender Eindruck, in diesem Fall über die Schrecknisse von Verdun, ist ein wichtiges Thema in Ludwig Harigs Vaterroman »Ordnung ist das ganze Leben«. Hier begibt sich der Sohn zusammen mit dem Vater auf eine Art Zeitreise. Sie soll den Motiven nachgehen, die den Älteren über Jahrzehnte bezüglich der Kriegserlebnisse haben verstummen lassen. Dass durch die Übersetzung des Romans solche deutsch perspektivierte Befindlichkeit nun auch einem französischen Lesepublikum einsichtig

werden kann, ist gewiss bedeutsam. Dies gilt vice versa, wenn Harig deutschen Lesern ein Psychogramm französischen Widerstandsdenkens der 40er Jahre nahebringt, das z.B. mit Vercors neu übersetztem »Schweigen des Meeres« vorliegt. Humoristischer geht es zu in Harigs Familienroman des Jahres 1981: »Sprechstunden für die deutsch-französische Verständigung und die Mitglieder des Gemeinsamen Marktes«. Überhaupt sind die Frankreich-Beziehungen der heutigen saarländischen Autorengeneration ausgesprochen eng. Viele von ihnen haben sich länger in diesem Land aufgehalten, wie Harig in Lyon, Gulden, der jüngst zum Chevalier de l'Ordre des Arts et des Lettres geschlagen wurde, in Bordeaux oder Saint-Nazaire im Rahmen von Schriftstellerstipendien. Eugen Helmlé, der zahlreiche französische Autoren übersetzt hat, ist ähnlich wie Irmengard Peller-Seguy ein regelmäßiger Grenzgänger. Gerhard Tänzer veröffentlichte als Frucht einer Südfrankreichfahrt den Gedichtzyklus »Sommerreise«. Seine französische Frau besorgte die Übersetzung. Lisa Stromszky wohnte in Forbach, ebenso hält sich Klaus Bernarding seit Jahrzehnten in Lothringen auf - als typischer Wanderer zwischen beiden Kulturwelten. In seinem Erlebnisband »Tage der Mirabelle« hat er diese geistige Doppelexistenz durch zwei streitende Erzähler-Ichs veranschaulicht, die Frankreichskepsis und Frankophilie miteinander austragen.

Auch elsässische Schriftsteller haben sich mit ihren Werken um die deutsch-französische Verständigung verdient gemacht, allen voran André Weckmann. Sein bedeutender Roman »Wie die Würfel fallen« enthüllt in literarisch gekonnter Weise die Leidensgeschichte einer Provinz in Form kritisch recherchierender Geschichtsarbeit. Zum Zwecke eines besseren Verständnisses des Heutigen werden dabei nach wie vor wirksame Schuldmechanismen aufgedeckt und als Hemmnisse freier Entscheidung gekennzeichnet. Ähnliches praktiziert Adrien Finck in zahlreichen Gedichten, Vorträgen, Sachtexten oder dem Roman »Der Sprachlose«. Martin Graff, Roger Siffer oder Tomi Ungerer repräsentieren das kritisch-satirische Genre, und last not least wäre noch der kürzlich verstorbene Jean Egen zu nennen, Mitarbeiter des »Canard Enchaîné« und französischsprachiger Romancier, der einmal bekannte:

»Nach etwa zehnjähriger Vertrautheit bildeten die französische und die deutsche Kultur in einer elsässischen Seele das harmonischste Paar. Es hätte genügt, meiner Phantasie freien Lauf zu lassen, und schon hätte Werther Madame Bovary geheiratet, Hans Castorp seinen Lehnstuhl im Salon der Familie Verdurin aufgestellt - dies mit dem Segen Goethes, Flauberts, Prousts und Thomas Manns.«¹³

Sein ins Deutsche übertragener Erfolgsroman »Die Linden von Lautenbach« stellt eine unterhaltsame und zugleich ernsthaft aufklärende Einführung in die generationenlangen Querelles Alsaciennes dar. Das Vorwort des Autors für die deutsche Ausgabe, übersetzt von Maryse Staiber, liest sich dabei als eines der ergreifendsten Beispiele für einen bewussten

Neuanfang, der die Nachgeborenen nicht von der Schuldlast der Älteren erdrücken lassen will:

»Mein Hass wurde noch einmal auf die äußerste Spitze getrieben, als im September 1944 die SS meinen Kameraden Victor Kuntzmann festnahm und ihn an einem Waldrand erschoss. [...] Die Mörder erlaubten seiner Mutter, die Leiche des Hingerichteten zu identifizieren. Es war eine im Doubs exilierte Elsässerin, und ich sehe, ich höre sie noch heute, wie sie den grässlichen Anblick ihres von Kugeln durchlöcherten Kindes beschreibt. Ihr Schmerz war wie Feuer, ihr Blick brannte, ihre Stimme prasselte wie Flammen und verwandelte ihre Worte in Schreie ...

Einige Wochen später erlebte das Gebiet von Montbéliard, wo sich das Drama abgespielt hatte, die Befreiung. Unter Aufsicht marokkanischer Soldaten arbeiteten deutsche Gefangene an der Instandsetzung einer gesprengten Brücke. Es waren ganz junge Soldaten, Kinder, deren Fleisch der Nazi-Moloch noch verzehrte, bevor er kreperte. Es war im Dezember, und es herrschte eisige Kälte, als einer dieser Unglücklichen in den Doubs fiel. Er [...] zitterte am ganzen Körper in seinen tiefenden Kleidern. Sein Blut begann zu gefrieren, als Mutter Kuntzmann an ihm vorüberkam. Sie eilte zu dem Unglücklichen, kniete neben ihm nieder, hüllte ihn in ihren Schal, rieb ihm das Haar und schenkte ihm Worte der Zärtlichkeit und Gesten des Mitleids.

Als die Marokkaner, die einfachen Gemütes waren, sie Deutsch sprechen hörten, verdächtigten sie die Frau, mit dem Feind zu paktieren, und entfernten sie schonungslos. Einige Augenblicke später erlebte der Befehlshaber der Truppe, wie seine Bürotür von einer kleinen schwarzgekleideten Frau aufgerissen wurde. Sie teilte ihm mit erschütterter Stimme mit, dass sich am Ufer des Doubs ein Deutscher in Lebensgefahr befinde und dass man ihn unbedingt retten müsse. Der Offizier hätte fast geantwortet, dass er nicht von so weit hergekommen sei, um die Deutschen dem Tod zu entreißen, sondern um sie hineinzuschicken. Aber der Blick von Mutter Kuntzmann untersagte jeglichen Scherz. Sie erhielt einen Jeep und zwei Soldaten, die sie zu dem Unglücklichen führen, der mit klappernden Zähnen und blaugefrorenem Gesicht am Boden lag. Sie nahm ihn mit nach Hause, badete und frottierte ihn und gab ihm zu essen; erst nachdem sie ihn mit warmen Wollsachen aus dem Schrank ihres ermordeten Sohnes bekleidet hatte, brachte sie ihn seinen Wärtern zurück. »Sie sind Elsässerin?« hatte der durch ihren Akzent aufmerksam gewordene Offizier gefragt. »Ja«, hatte sie geantwortet, »und ich kann es nicht mehr ertragen, dass Franzosen und Deutsche sich gegenseitig töten. Nein, Herr Offizier, ich kann es nicht mehr ertragen.«

Die deutsch-französische Aussöhnung war auf ihrem Höhepunkt angelangt, als Mutter Kuntzmann ihren Sohn im großen Frieden der Toten wiederfand. Aber sie war eine der ersten gewesen, die dafür ein Beispiel gab. Zu ihrer Erinnerung lege ich dieses Buch in den Geschenkkorb der Freundschaft.«¹⁴

Voilà, ein Mittler par excellence! Neben solchen generösen Gesten wirken bis heute virulente sprachpolitische Dogmen aus jakobinischem Geist um so befremdlicher, darüber hinaus von Zeit zu Zeit Rückfälle französischer Verfasser in jene unselige Tradition der Abgrenzung. Man erinnert sich, dass gerade ein Jahrzehnt vor Egens völkerversöhnendem Elsass-Epos noch Maurice Barrès' tendenziös-kitschiger Anti-Deutschland-Roman »Colette Baudoche« sogar als Taschenbuch wiederaufgelegt wurde. Man fragt sich auch, was nun ausgerechnet die Presses Universitaires de Nancy dazu bewogen hat, noch 1985 eine (mit Noten versehene) Textsammlung »Chansons de la revanche et de la grande guerre« zu verlegen und ebenfalls als Taschenbuch feilzubieten. Und auch die kontinuierliche Hansi-Konjunktur im Elsass, die

sich nicht auf die Präsentation süßlicher Folklore beschränkt, sondern mehr noch alte »Boche«-Ressentiments im »Simplicissimus«-Stil reproduziert, darf man gewiss mit gemischten Gefühlen betrachten, ohne sich zugleich trockener Humorlosigkeit zeihen zu müssen.

Kopfschüttelnd registriert man so manche recht unverblühten Gereiztheiten in der Diskussion über den bei Arte gezeigten Film »Die Elsässer«, obwohl dieser nach unseren Maßstäben gewiss keine schockierenden Enthüllungen enthielt. Ähnliches gilt für die Erregungen im Zusammenhang mit der Europäischen Charta zum Schutz von Regional- und Minderheitssprachen, die im letzten Jahr bezeichnenderweise am Französischen Verfassungsrat scheiterte. Es stimmt traurig zu sehen, dass ein Häufchen Unerschrockener, die sich in den elsässischen und lothringischen Departements seit Jahrzehnten gegen den völligen Verlust einer teilweisen Mehrsprachigkeit stemmen, in periodischen Schüben antifranzösischer Aktivitäten beschuldigt werden. Scheint es doch, dass jeder politische Fortschritt - und seit den 80er Jahren gibt es fraglos erfreuliche administrative Bewegungen im europäischen Geist - wieder durch engherzige Reaktionen infrage gestellt wird, nach dem etwas zweifelhaften Erfolgprinzip der Echternacher Springprozession.

Letzte Manifestationen solcher leider viel zu populären Ressentiments sind Pamphlete wie etwa »La tentation Allemande« der Pariser Germanistik-Professorin Yvonne Bollmann, die Deutschland unterstellt, die seit langem an Frankreich verlorenen Territorien wiedererobern zu wollen und sich dabei der Regionalisten im Elsass zu bedienen. Die Sprachenfrage gewinnt somit angeblich die Funktion eines kulturellen Hebels zur Auflösung Frankreichs. Von korrespondierenden Ängsten geprägt, erschien im letzten Jahr die Streitschrift »Main basse sur ma langue« (»Angriff auf meine Sprache«) von Robert Grossmann, immerhin Vizepräsident des elsässischen Regionalrats und Präsident der Kulturkommission. Auch er befürchtet die Entfremdung des Elsasses von Frankreich durch okkulte, von Deutschland finanzierte »Sekten« alias Vereine für die Zweisprachigkeit. Namentlich die Schickele-Gesellschaft verdächtigt er pangermanistischer Umtriebe. Das Hochdeutsche gilt ihm als Trojanisches Pferd, und der Europäischen Sprachencharta traut er zu, die Kämpfe für ein »deutsches Elsass«, ein »autonomes Elsass« bzw. ein »elsässisch-badisches Euroland« noch zu stimulieren. Neu ist dabei eine veränderte Frontstellung, indem er sich nun zum Sachwalter des Elsässerdeutchs macht, das vom Hochdeutschen gefährdet werde.

Nehmen wir noch einen antiregionalistischen wie antichartistischen Aufsatz von Maurice Druon hinzu, eines Mitglieds der Académie Française, der ebenfalls Angst vor einer deutschen Vorherrschaft zeigt, darüber hinaus Alain Griotterays und Jean Larsans für »Figaro«-Leser geschriebene, schlicht unsägliche »Voyage au bout de l'Allemagne«, so

erhalten wir wenigstens einen kurzen Einblick in manche Abseitigkeiten der augenblicklichen Stimmungslage unter Maastricht-Skeptikern. Denn selbst Philippe Delmas' letztlich die Gemüter beruhigendes Deutschlandbuch gestattet sich den gewiss werbewirksamen, aber schlechterdings geschmacklosen Titel »De la prochaine guerre avec l'Allemagne«.

Nun wollen wir hierzulande nicht unterschlagen, dass es sicherlich ernsthafte Gründe für bestimmte Befürchtungen oder Verstimmungen im französischen Grenzgebiet gibt. Manche die Bevölkerung belastenden ökonomischen Zwänge und Ungleichheiten, manche Formen steuerpolitischer oder Bauplatzkosten bedingter Grenzgängerei ohne ernsthaftes Interesse am Nachbarn, manche Gedankenlosigkeit von Touristen, die glauben, sich bei einer Grenzüberschreitung in schlechtem Sinne wie zu Hause benehmen und selbstverständlich eine deutschsprachige Bevölkerung erwarten zu dürfen. Widersprüche bei unseren Regierungsstellen, die aus ihren hehren europäischen Deklarationen in bezug auf Französisch in der Schule kaum bildungspolitische Folgerungen ziehen, und vieles mehr sind fraglos gewichtige Ärgernisse. Aber sie haben nun einmal gar nichts mit pangermanistischen Umtrieben oder einer Sehnsucht nach der Reichslandszeit zu tun. Und wenn honorige Persönlichkeiten wie Weckmann, Finck, Winter oder in anderer Weise Mundartautoren wie Kieffer oder Schmitthäusler sich immer mal wieder entsprechender Angriffe oder Verdächtigungen ausgesetzt sehen, so herrscht hier schlicht Borniertheit vor in des Wortes umfassender Bedeutung. Dem entspricht manche Neigung, sich auch heute noch bei gegenwärtigen Interessenkonflikten argumentativ aus der Mottenkiste angeblich weiterhin dräuender nazistischer Gefahr zu bedienen.

Nicht nur um Deutschlands, sondern auch um Frankreichs und vor allem um Europas willen sollten wir hier keine falsch verstandene Zurückhaltung üben und dergleichen Sottisen unseren französischen Partnern gegenüber auch als solche charakterisieren, auf die Gefahr hin, dass manches deutsch-französische Freundschaftsdiner dann einmal nicht ganz in der gewohnten Ambiance verläuft. Obsessionen bleiben Obsessionen, und je schneller sie erkannt werden, um so größer die Chance für tatsächliche Problemlösungen. Es genügt wirklich nicht, sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einer deutschen Vergangenheitsbewältigung zu einigen, und es reicht nicht, sich allein auf der Ebene mitfühlender Rezeption von Malgré-nous-Romanen zu verständigen. Denn die Deutung von Regionalismus als Einfallstor deutscher Territorialinteressen ist eine Europa behindernde fixe Idee.

Ernster zu nehmen ist jedoch etwas anderes, was in solchen Ängsten mitschwingt: die berechnete Furcht vor einer profillosen überfremdeten Einheitskultur, die sich schon deutlich am künstlerischen Horizont abzeichnet. Kosmopolitisch euphorisiert oder geimpft, übersehen wir nämlich, indem wir den internationalen Kulturtransfer als völkerverbindende Liberalität

preisen, allzu leicht so manche daraus erwachsenden ideellen Kosten. Denn jeder Austausch von Kulturgütern eröffnet zugleich einen keineswegs nur ideellen Konkurrenzkampf. Und nun kommt es entscheidend darauf an, ob sich eine zunächst einmal bereichernde und leistungsfördernde Verbreiterung des kulturellen Angebots im Endeffekt nicht gar zur ästhetischen Verarmung bzw. standardisierenden Niveausenkung verdünnt.

Das geschieht überall dort, wo durch marktorientierte Trendsetzungen eine weitgehende künstlerische Monopolisierung Platz greift, wie sie etwa im Bereich eines global gesteuerten Massengeschmacks der Unterhaltungsbranche bereits gang und gäbe ist. Unsere Idealvorstellung wechselseitiger globaler Anregungen in Erwartung einer bunten Vielfalt bzw. eines Wettbewerbs zugunsten des Besseren erweist ihre zum Teil sträfliche Naivität. Denn die vor allem feststellbare Wirkung besteht zunächst einmal in der Verdrängung zahlreicher Besonderheiten einheimischer Traditionen. Ähnlich wie im Bereich der Wirtschaft - und Kultur ist nicht zuletzt ein recht erheblicher Wirtschaftsfaktor - laufen die Prozesse auch hier auf Konzentration, globales Bestsellertum sowie Zerstörung von Eigenheiten, Differenzen oder Nuancen hinaus. Auch müssen wir uns fragen, ob sich in den jeweiligen kulturdarwinistischen Dschungelkämpfen tatsächlich stets das qualitativ Ansprechendere durchsetzt oder nur das Durchsetzungsfähigere respektive das schlicht Durchgesetzte.

Und weitere Fragen tun sich auf: Wo sitzen die Geschmacksträger bzw. Trendsetter des Zeitgeists? Wer hat sie legitimiert, und welche Interessen verfolgen sie? Wer entscheidet, was als international vermittlungsfähig aufgefasst wird, was nicht? Dass z.B. ein so hoher Prozentsatz der weltweit gehandelten Buch-, Musik-, Film- oder Fernsehproduktionen dem anglo-amerikanischen Raum entstammt? Ob auch die kleinen Länder oder Regionen (wie Finnland, Dänemark, Belgien, Ungarn oder Luxemburg, Lothringen, Elsass, Brandenburg oder Wales z.B.) an der internationalen Kulturbörse gehandelt werden? Ob man Afrika, Asien oder Australien dort ernsthaft wahrnimmt? Und selbst wenn zuweilen auch solche Erdteile, Länder oder Gebiete von den Schlaglichtern der nationalen oder globalen Öffentlichkeit erfasst werden, wer garantiert, ob wir jeweils die authentischsten bzw. repräsentativsten Produkte von dort zu sehen bekommen oder eher eine exotistisch-folkloristische Auswahl gemäß den Vorurteilen oder Scheinbedürfnissen sogenannter Kulturmetropolen?

Mich plagt schon lange der Verdacht, dass es beim internationalen Bücheraustausch weniger darauf ankommt, das nun wirklich Besondere, alltäglich Andere und uns Fremde zu vermitteln, als die weltweite Vermarktungsfähigkeit sicherzustellen. Dass also bei aller erwünschten Originalität einer nationalen oder regionalen Einkleidung vor allem das akzeptiert wird, was dann letztlich doch wieder mit dem Weltbild und den Erwartungen des Zeitgeists in bestimmten kaufkräftigen Zentren kompatibel ist. Dass sich auch Autoren,

bewusst oder unbewusst, zunehmend stärker an solche Vorgaben halten. Und dass sie damit ein Marktideal verwirklichen, wonach ein Buch am besten ohne verständniserschwerende Reibungsverluste, die gerade in der Individualität unterschiedlicher Traditionen liegen, weltweit rezipiert werden sollte. Kurz: dass wir einer McDonaldisierung der Kultur bzw. Literatur entgehen.

Wo solches flächendeckend geschieht, hätten wir aber das Gegenteil von künstlerischer und ideeller Befruchtung erreicht. Vielmehr erfahren wir gerade durch diese Art von Kulturvermittlung, die ja Normen setzt bzw. Kaufkraft abschöpft und Chancen begräbt, erhebliche Verluste an Kreativität und Vielfalt. Wenn in diesem Sinne insbesondere Frankreich als weitgehend einsamer Rufer mobil macht gegen eine sprachliche wie literarische Überfremdung, verdient dies allerdings mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung, als dies üblicherweise hierzulande der Fall ist. Gewiss gleicht sein Kampf gegen das Franglais einer Donquichotterie mit erwartbar erfolglosem Ausgang, und dass er sogar mit Mitteln des Strafrechts gerührt wird, hat etwas von hysterischer Überreaktion. Aber die Häme, mit der diese Bemühungen zum Teil in der deutschen Presse verfolgt werden, und das Unverständnis, das man auch andernorts in Europa - Polen ausgenommen - Frankreichs verzweifelten Anstrengungen entgegenbringt, eine alles überwältigende Kulturtendenz gemäß dem American way of life wenigstens einzudämmen, zeugt von bemerkenswerter fatalistischer Ignoranz. Dass Amerika gut das Zwanzigfache an Unterhaltungsindustriegütern nach Europa exportiert als umgekehrt, dass der Anteil z.B. von US-Filmen in Europa zwischen 1968 und 1995 von 35 auf 80 % hat steigen können (in Frankreich auf 65 %), beunruhigt offenbar kaum einen Kulturpolitiker außerhalb Frankreichs, von spezifischen deutschen Befindlichkeiten einer quasi verordneten Traditionslosigkeit ganz zu schweigen.

Dazu einige Impressionen: Eine spontane feuchtfröhliche Begegnung von Gästen eines Vorarlberger Hotels endet musikalisch. Eine Gitarre ist schnell herbeigeholt, Briten und Amerikaner beherrschen die Szenerie mit ihren Songs.

Einige Franzosen fallen ein - in ihrer Sprache, versteht sich -, ein Italiener ergänzt das Repertoire durch »Una festa sui prati«, ein Spanier oder Lateinamerikaner durch »Guantanamera«. Die Deutschen singen »Oh, when the Saints«, wie sie es von Kind an gewöhnt sind, wo Geburtstage mit »Happy birthday« und sportliche Siege mit »We are the Champions« begangen werden.

In einem Saarbrücker Gymnasium sang im Sommerkonzert 1997 der Chor der Eltern, Lehrer und Schüler unter elf Liedern - zur Verblüffung einer eingeladenen Partnerschule aus Frankreich, dessen Sprache übrigens gleichfalls keine Lobby besaß - ein einziges in deutscher Sprache. Und leider war dies nur der Höhepunkt einer langjährigen Praxis. Die Kids seien für

Texte ihrer Landessprache weniger zu haben, lautete die als pädagogische Bankrotterklärung einzustufende verlegene Begründung. Und außerdem sind wir ja so weltaufgeschlossen.

Neulich erzählte mir der St. Ingberter Schriftsteller Martin Bettinger von einer enervierenden Ochsentour, um für seinen jüngsten (schließlich bei Econ & List erschienenen) Roman »Der Panflötenmann«, einen Verlag zu finden. Häufig war er bereits beim Versuch, mit Lektoren zu telefonieren, an der Zentrale gescheitert, bis er schließlich darauf verfiel, sich mit der jeweiligen Abteilung für amerikanische bzw. englischsprachige Lizenzen verbinden zu lassen. Der Roman sei im angloamerikanischen Umfeld entstanden, lautete sein schelmischer Vorwand, er selbst lebe zeitweilig in Neuseeland, von wo aus er auch die Manuskripte verschickt hatte, demonstrativ mit exotischen Briefmarken versehen. Um also wenigstens bescheidene Aufmerksamkeit von Lektoren zu erringen, bedarf es anscheinend solch kleiner Anleihen bei Felix Krull. Denn Deutschsprachigkeit von Texten gilt offenbar eher als Hemmnis. Dazu passt, was ihm 1997 aus der Presseabteilung des Luchterhand-Verlags mitgeteilt wurde: Im dortigen Buchprogramm seien von zwölf Titeln pro Halbjahr lediglich zwei für deutschsprachige Autoren reserviert.

Ein Anruf beim Börsenverein bestätigte zumindest den Trend. Lag doch der Übersetzungsanteil bei Belletristik im letzten Jahrzehnt immerhin bei gut 40 %, davon ca. 3/4 aus dem angloamerikanischen Raum. Berücksichtigt man darüber hinaus die Umsätze, so steigt dieser Prozentsatz noch gewaltig an, was ein Blick in die Bestsellerlisten leicht bestätigt. Im Bereich des Fernsehens, in dem ja auch Buchlizenzen anfallen, muss man sogar administrative Maßnahmen ergreifen, um in manchen Sparten nicht den Anteil von 85 % zu übersteigen. In allerneuester Zeit, las ich zwar jüngst, setze man (der zunehmend teuren Auslandstantiemen wegen) wieder etwas stärker auf anpassungsfähigen deutschen Nachwuchs.¹⁵ Doch der bisherige Trend ist alarmierend genug, und das nun beschreibt wahrlich keinen wechselseitig anregenden Austausch von Ideen und Texten, zumal es sich weitgehend um eine kulturelle Einbahnstraße handelt. Denn deutsche Manuskripte gelten im Ausland, sofern sie dort nicht spezifische Urteile bzw. Vorurteile bedienen, als weitgehend unverkäuflich. 10.000 ins Deutsche übersetzten Büchern aus dem angelsächsischen Bereich standen denn auch 1997 gerade 100 deutsche Titel gegenüber, die ins Englische übertragen wurden.¹⁶

Um solcherart ungleichen, problematischen Literaturtransfer geht es den ernstzunehmenden Autoren oder Kulturinstanzen im Raum Saar-Lor-Lux-Elsass bei ihrem Bemühen um Grenzüberschreitung gerade nicht. Erstrebt wird alles andere als kulturelle Hegemonie oder Alleinvertretungsansprüche. Nichts soll kulturell eingeebnet, nivellierend ausgeschaltet, aus dem Bewusstsein verdrängt, hintangestellt oder dominiert werden. Man begrüßt die Vielfalt

der Wurzeln, erinnert sich zum Wohle aktuellen Zusammenlebens gemeinsamer Traditionen oder befolgt Klaus Bernardings kauzige Empfehlung, »nicht gleich alle Gegensätze überwinden zu wollen«. ¹⁷ Vor allem betrachtet man Sprache und Literatur des jeweiligen Nachbarn gerade nicht als *Quantité négligeable*, sondern als besondere Herausforderung oder bereichernde Chance.

In diesem Sinne haben z.B. elsässische und lothringische Autoren den variierenden Gebrauch von Hochdeutsch, Französisch und Mundart in einem Text zum poetischen Prinzip erhoben, allen voran Adrien Finck. In seiner Rede für die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung wertete er solche »Triphonie« als elsässischen Beitrag zur »Europhonie«. ¹⁸ Und die belletristischen Erträge, wie sie etwa in Fincks Lyrikband »Hammerklavier« vorliegen, können sich sehen lassen. Ähnliches gilt für Gedichte von Weckmann oder Jean-Louis Kieffer. Schon vor Jahrzehnten nutzte der St. Ingberter Heinrich Kraus das heterogene Sprachmaterial an der Grenze mit literarischem Gewinn zugunsten einer gestärkten *Milieutreue*. Sein Funkspiel »Jiwwe und driwwe« verknüpft dabei Hochdeutsch und Hochfranzösisch mit Dialekten aus dem saarpfälzischen bzw. lothringischen Raum. Ähnliches praktizierten André Weckmann und Emma Guntz in ihrer vierteiligen Drehbuchfolge »Das Land dazwischen. Une saga Alsacienne« (1997), die als badisch-elsässische Koproduktion entstand. Eine saarländisch-lothringische Zusammenarbeit gipfelte 1995 im gemeinsamen Lyrikband von Felicitas Frischmuth und Bernard Vargaftig mit dem Titel »Im Gehen /Quand on marche«. Die nähere Bekanntschaft gründete sich auf Übersetzungsarbeit im Rahmen einer Gedichtanthologie aus vier Grenzregionen, die 1991 unter dem Titel »Echo I« erschien. Dabei kam es zu einem internationalen Gedankenaustausch von saarländischen Lyrikern wie Hans Arnfrid Astel, Felicitas Frischmuth, Johannes Kühn, Günter Navky und Gerhard Stebner mit lothringischen oder Luxemburger Kollegen wie Laurence de Biasi, Roland Clément, Odile Massé, Roger Munier, Richard Rognet bzw. Edmond Dune, José Ensch, Anise Koltz, Roger Manderscheid oder Pierre Roller. Ohnehin gehören gegenseitige Einladungen von saarländischen und lothringischen oder luxemburgischen Autoren z.B. anlässlich der Tagungen der Schriftstellerverbände inzwischen zur guten Tradition der Beziehungen. ¹⁹

Besonders hervorheben möchte ich dabei von Luxemburger Seite die Mondorfer Dichtertage, die 1962 von Anise Koltz begründet wurden, unterstützt von Nic Weber, Edmond Dune und Horst Bingel. Sie wurden sozusagen als »interkulturelles Laboratorium« geplant, das insbesondere deutsche und französische Schriftsteller näherbringen sollte. Als neueste Luxemburger Initiative lässt sich die Ausstellung des Merscher Centre National de Littérature preisen, konzipiert von Germaine Goetzinger, Gast Mannes und Frank Wilhelm. Sie heißt »Kontakte - Kontexte. Deutsch-luxemburgische Literaturbegegnungen« und präsentiert

Freundschaften bzw. Arbeitsgemeinschaften von jeweils zehn Persönlichkeiten diesseits und jenseits der Grenze mit zum Teil nachhaltigen Einflüssen auf die kulturelle Szenerie. So ergibt sich ein fesselnder Bildausschnitt deutsch-luxemburgischer Literaturbeziehungen aus guten und bösen Tagen. Erinnert wird an Johann Kaspar Müller und Joseph Görres, Marie Speyer und Wilhelm Raabe, Frantz Clement und Richard Dehmel, Pol Michels und Yvan Goll, Alexander Weicker und Marieluise Fleißer, Aline Mayrisch und Ernst Robert Curtius, Evy Friedrich und Walter Jacob, Joseph Noerden und Bert Brecht, Toni Jungblut und Norbert Jacques, Anise Koitz und Horst Bingel. Die lange Liste hoffnungsvoller Ansätze kultureller Grenzüberschreitungen ermutigt zu neuen.

Auch der vom SR getragene Saarländische Mundartwettbewerb öffnete sich seit 1982 für Grenznachbarn. So konnten z.B. Gedichte Kieffers verschiedentlich prämiert werden, und der Lothringer Liedersammler Auguste Rohr erhielt 1982 einen Sonderpreis. Auch bei anderen Mundartinitiativen fanden sich Teilnehmer aus Lothringen, dem Elsass und Luxemburg. Eine der erfreulichsten grenzüberschreitenden Signale war schließlich 1999 die Verleihung des ersten Gustav-Regler-Preises der Stadt Merzig, in deren Jury übrigens stets je ein Vertreter aus Frankreich und Luxemburg sitzt, an André Weckmann. Wenn es einer verdient hatte, dann gewiss dieser große Europäer, der mit seiner (auf höchster staatlicher Ebene diskutierten) Charta einer deutsch-französischen Bilingua-Zone eine praktikable Politvision entworfen hat als Beitrag zu einer neuen Kultur des Zusammenlebens.

Neben der mäzenatischen Rolle, die z.B. saarländische Medien für literarische Debütanten aus Lothringen und Luxemburg spielten, sollten auch die Aktivitäten von Verlagen im Dreiländereck wenigstens cursorisch erwähnt werden. So erschienen z.B. im Saarbrücker Verlag »Die Mitte« Roger Bichelbergers »Un Exode ordinaire«, im Lehnert Verlag, Saarbrücken, Lucien Schmitthäuslers »Fabeln von de Mudder Essig« und Lothringer Märchen von Angelika Merkelbach-Pinck. Die Metzger Editions Serpenoise verlegten ins Französische übertragen Werke von Ernst Moritz Mungenast, »Christoph Gardar« und »Der Zauberer Muzot«, sowie Adrienne Thomas' »Die Katrin wird Soldat«. Der Logos Verlag, Saarbrücken, edierte Kieffers »Wierter for de Wolken«, Röhrig in St. Ingbert brachte Neuausgaben von zwei Norbert-Jacques-Texten, und im Blieskasteler Gollenstein-Verlag schließlich erschienen deutsche Übersetzungen von Lothringern wie Bichelbergers »Les Noctambules«, »Anioutka« und »La nuit de Dante«, Regine Detambels »Album«, »Le Vélin« und »Le jardin dos« oder Adolphe Thils »Mit den Toten kann man nicht leben«. Hinzu kommt in Kürze André Weckmanns autobiographischer Roman »Tamieh«. Der Verlag tritt damit in die Fußstapfen von Häusern wie Morstadt in Kehl und Olms in Hildesheim, die sich gleichfalls große Verdienste für die Literatur von Grenzprovinzen erworben haben. Dazu passt, dass

Gollenstein sich auch seit Jahren im Rahmen der Lesetournee »Literatur an der Grenze« engagiert.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen schließlich noch mehrsprachige Textausgaben, da gerade sie die Vielgestaltigkeit und Gleichberechtigung unterschiedlicher Sprechweisen hervorheben. Neben der bereits erwähnten Gedichtsammlung »Echo I« nenne ich exemplarisch die Lothringen-Anthologie »Zwölf Beziehungen« von Alain Lance, Alfred Diwersy und Robert Hess (1994) oder die »Revue Alsacienne de Littérature«, die gemäß den Herausgeberprinzipien selbstverständlich mehrsprachig angelegt ist. Für Luxemburg sind simultane Veröffentlichungen in deutsch, französisch bzw. Lëtzebuenger Mundart ohnehin fast die Regel. Schließlich wäre Alfred Guldens zu Recht berühmtes Gedicht »De Grenz« zu nennen. Es gibt von ihm neben der moselfränkischen Urfassung auch eine hochdeutsche und eine französische Übertragung, so dass man sich vielsprachig bezaubern lassen kann von der eindringlichen Beschwörung dieses poetischen Europa-Plädoyers:

De Grenz

Aam hällen Dach
metten of da Gass
han aich de Grenz
gefon.
Wat hott dii dòò
valooa?

Am hellichten Tag
mitten auf der Straße
habe ich die Grenze
gefunden.
Was hatte die da
verloren?

En plein jour
au beau milieu de la route
j' ai trouvé
la frontière.
Qu'y avait-elle
perdu?²⁰

Habe ich durch die Aufzählung vielfältiger Aktivitäten von Kulturschaffenden im Raum Saar-Lor-Lux-Elsass eine Idylle gezeichnet? Ist sozusagen in der Provinz die Welt sogar an der Grenze noch in Ordnung? Formieren sich die zahlreichen, nur stellvertretend für andere erwähnten Beispiele - denn bibliographische Ambitionen liegen diesem Vortrag gewiss nicht zugrunde - zu einer Art Erfolgsgeschichte literarischer Vermittlungsarbeit im Dreiländereck?

Ja und nein! Man kann leicht dagegenhalten, dass nicht jede Initiative jenseits der Grenze auf die erhoffte Gegenliebe stößt, dass sich so manches internationale Treffen in Verbindlichkeiten, und d.h. im Unverbindlichen, erschöpft oder dass es auch gelegentlich zu ernsthaften Verstimmungen kam. Die bereits erwähnten Mondorfer Dichtertage z.B. erwiesen ein beachtliches Konfliktpotential zwischen deutschen und französischen Autoren, das sich insbesondere beim Treffen 1972 entlud. Es sei auch nicht vergessen, dass die Rezeption der grenzüberschreitend angebotenen Texte nur selten größeren Erwartungen entspricht oder dass im Kulturaustausch insgesamt durchaus mehr geschehen könnte, vor allem Substantielleres.

Und doch, alles, was genannt wurde, ist mehr als ein zaghaftes Beginnen. Es lässt bereits Strukturen eines künftigen Baus erkennen und gestattet es, aus der umfangreichen Beispielliste Mut zu schöpfen und sich weiterhin anregen zu lassen. Tatsächlicher Fortschritt war stets eine Schnecke, und die hatte - um im Bild zu bleiben - in ihrem Haus schließlich reichlich historischen Ballast mitzuschleppen. Erstaunlich bleibt gleichwohl, welche Strecke auch sie durch kontinuierliche Anstrengung bereits zurückgelegt hat. Das Projekt Europa sei noch »dünnes Eis«, heißt es in Guldens »De Grenz«; der erste, der fest drauftritt, breche ein. Doch gebe es keine Alternative. »Sonscht fend dii Dommhätt kääme Änn«.

Da haben wir die Philosophie des Camus'schen Sisyphus oder des Dürrenmatt'schen »Dennoch«. Es war schon immer die Sache von einzelnen, von Pionieren, sich nicht beirren zu lassen im Bemühen, der weltweiten Destruktion hoffnungsspendende Visionen entgegenzusetzen. Auch Lisa Stromszky war eine von diesen Pionieren, auf deren Anregung hin ja auch unsere heutige Zusammenkunft letztlich zurückzuführen ist. Lassen wir uns also auch von ihrer Tatkraft und ihrem zukunftsweisenden Optimismus inspirieren.

Anmerkungen

- 1) Goethes Werke, hg, im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, I. Abt., Bd. 42.2, Weimar 1907, S, 505.
- 2) Brief von Eduard Haug an den Verfasser vom 5.4.1996.
- 3) Gustav Regler: Das Ohr des Malchus, Köln 1958, S. 32f.
- 4) Eine Kopie des Typoskripts befindet sich im Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Saarbrücken.
- 5) Vgl. Adrien Finck: Rene Schickele, Strasbourg 1999, S. 48.
- 6) Hermann Wendel: Geleitwort, in: Heinrich Heine. Dresden 1916, S. VIIIf.
- 7) Otto Flake: Abschied vom Elsass (Berliner Tageblatt vom 27.11.1918), in; ders.. Ein Leben am Oberrhein, Frankfurt a.M. 1987, S. 170f.
- 8) Ferdinand Lion: Das Elsass als Problem, in: Die Neue Rundschau 32 (1921), H. 4, S. 337-361.
- 9) René Schickele: Erlebnis der Grenze, in: ders., Werke in drei Bänden, Köln 1959, Bd. III, S. 1005.
- 10) René Schickele an Norbert Jacques 31.10.1916, in: Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Saarbrücken.
- 11) Vgl. dazu: Günter Scholdt: Kleine Musterung einer Literatur der Grenze, in:

Grenzenlos, Katalog zur Ausstellung, Historisches Museum Saar, Saarbrücken 1998 S. 345-372; ders., Romeo und Julia oder Liebe als Landesverrat? Ein Motiv im Spiegel der deutsch-französischen Grenzliteratur, in: ders., Grenze und Region, Blieskastel 1996, S. 186-225; ders., »Cuius regio, eius lingua.« Literarische Spiegelungen der Sprachenpolitik im deutsch-französischen Grenzraum seit 1871, in: Sprachenpolitik in Grenzregionen, hg. v. Roland Marti, Saarbrücken 1996, S. 251-272.

- 12) Alfred Gulden: Nur auf der Grenze bin ich. zu Haus, Saarbrücken 1982, S. 151.
- 13) Jean Egen: Die Linden von Lautenbach, Reinbek 1986, S. 8 (Vorwort des Autors zur deutschen Ausgabe, übersetzt von Maryse Staiber).
- 14) Ebda., S. 9-11.
- 15) Hubert Spiegel: Spekulationsagenten, in: FAZ 24.3.00,
- 16) Horst Hensel: Sprachverfall und kulturelle Selbstaufgabe. Eine Streitschrift, Bönen 1999, S. 56.
- 17) Klaus Bernarding: Tage der Mirabelle, Blieskastel 1998, Klappentext.
- 18) Triphonie / Europhonie. Zur Situation der deutschen Sprache und Literatur im Elsass. Vortrag anlässlich der Frühjahrstagung 1995 in Straßburg der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, in: Adrien Finck, Hammerklavier, Hildesheim/New York 1998, S. 77.
- 19) So gehörte der Luxemburger Nico Graf zur Zeit, als er im Saarland lebte, dem dortigen VS an.
- 20) Dreisprachig ist dieser Text abgedruckt in: frontières. Revue de l'action culturelle du bassin. houiller lorrain, Nr. 1, 1984, 4etrimestre, S. 17f.